



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 4.

Wiesbaden, den 22. Oktober 1916.

6. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Erbach und Kiedrich,“ von Dozent Dr. C. Spielmann. — „Das alte Lied,“ von C. Reil. — „Als ich einst im „Roten Dahn“ war,“ von F. Müller. — „Der Juppellu,“ von E. v. Adelung. (Schluß.) — Bessere Ede.

Zum Geleite.

Wer aus seiner Heimat scheidet, ist sich selten bewußt, was er aufgibt; er merkt es vielleicht erst dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude seines späteren Lebens wird. W. Freitag.

Erbach und Kiedrich.

Von Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Unterhalb Elfelds oder Eltvilles, der Hauptstadt des Rheingaus, winkt ein freundliches Dörfchen herüber, Erbach geheizen; mitten in ihm erhebt sich die alttümliche katholische Ortskirche, während am oberen Ende die neue evangelische Kirche aus dem Grün der Umgebung hervorlugt. Es ist ein beachtenswerter, schöner Bau in gotischem Stil, feingliedrig und korrekt bis in die Einzelheiten durchgeführt, und er verdankt seine Entstehung einer hochfürstlichen Dame, die ebenso kunstsinzig war, wie sie geflissentlich der Wohltätigkeitspflege oblag.

Die Evangelischen sind im Rheingau in der Minderzahl. Als der Mainzer Krummstab noch regierte, wurden sie erst unter den letzten toleranten Kurfürsten geduldet; doch mehrte sich unter nassauischer Regierung ihre Zahl so, daß 1834 zu Eibingen eine eigene Pfarrei für den Rheingau eingerichtet ward, die 1836 nach Erbach verlegt wurde. Es wurde ein sogenannter Wanderpfarrer angestellt, der abwechselnd in Eibingen und Erbach predigte. Eine erste evangelische Kirche entstand 1835 zu Rüdeshelm. Zehn Jahre später 1865 wurde die zu Erbach eingeweiht. Erbaut war sie von Baumeister Jais in Wiesbaden; die Kosten mit 300 000 Mark trug hochherzig die Prinzessin Marianne der Niederlande (geb. 1810, gest. 1885), die auch das Pfarrhaus und eine Pfarrdotacion stiftete.

Auch in fürstlichen Familien herrscht nicht immer Uebereinstimmung, Glück und Befriedigung. Die Ehe des Prinzen Albrecht von Preußen und der Prinzessin Marianne wurde getrennt, und die Tochter der Oranier zog sich zurück nach Erbach, an die schönen Gestade des Rheins, wo sie sich unterhalb des Ortes ein schönes Tuskulum einrichtete, einzig ihren künstlerischen Neigungen lebend. Die ganze Gegend rheinauf und rheinab verspürte den Segen ihrer milden Hand; da war kein Bittender, der umsonst bei der hohen Dame anklopfte. Sie gab mit vollen Händen; es war, als ob sie die Freuden, die ihr

in der Ehe versagt waren, im Wohltun finden wollte. Groß war die Trauer, als sie starb, ihr Andenken wird im ganzen Rheingau und weit darüber hinaus gesegnet bleiben für lange Zeiten. Von dem Schlosse Reinhardshausen aber, wo die Prinzessin ihre Tage beschloß, gilt das Goethesche Wort:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht. —

Schloß Reinhardshausen gehörte früher dem Grafen von Westphal, wie auch die weiter abwärts im Rheine gelegene Au, die Westphälische Au genannt (die nach dem Ufer zu ist die Langwerther Au). Ueber jene Bezeichnung hat sich schon mancher den Kopf zerbrochen, sie ist aber nun uns wohl leicht erklärbar. Prinzessin Marianne kaufte das Schloß, das ihr bei einer Rheinreise besonders gefallen hatte, dem bisherigen Besitzer ab und gestaltete es baulich um. Alsdann errichtete sie im Innern ein reichhaltiges Museum von Kunstgegenständen aller Art. Da finden wir eine Sammlung von Antiken, Bronzen, Marmor- und Marmorarbeiten und eine wertvolle Kollektion von Münzen und Waffen. Statuen schmücken Gänge und Gemächer. Am reichhaltigsten aber sind die Gemälde vertreten; sechs Säle sind damit angefüllt. Selbstverständlich haben die Maler aus der Prinzessin Heimat, den Niederlanden, den Vorzug; aber auch Deutsche und Italiener sind bedacht. Unter anderen bemerken wir von den Niederländern Rembrandt, Ostade, van Dyck, Breughel, Rubens, Ruysdael. Von Rubens ist das große Gemälde Daniel in der Löwengrube, von van Dyck die heilige Familie; Leonardo da Vinci ist durch eine Madonna vertreten, von Raffael ist eine heilige Familie vorhanden, die in einem Sarranke verschlossen gehalten wird und über 100 000 Franken gekostet haben soll. Wer das Museum besichtigen will, muß einen Obolus zum Besten der Armen opfern.

Der bisherige Besitzer von Reinhardshausen war der Prinzessin Sohn, der Prinzregent von Braunschweig. Alljährlich vertauschte er auf einige Zeit sein verantwortungsreiches Amt mit dem Stilleben am Rheine. Still kam er, und still ging er wieder. Der Kunstsinne der Mutter war auf ihn übergegangen; ist er's doch gewesen, der den Braunschweigern die alte Burg des Löwenherzogs Heinrich, Dankwarderode, mitten in ihrer Stadt hat wiedererbauen und ausstatten helfen.

So besitzt der Rheingau auch sein Kunstmuseum, das, trotzdem es schon lange über ein Menschenalter besteht, noch wenigen bekannt ist. Mancher tritt vielleicht mit wenig Erwartung in Reinhardshausen ein, aber angenehm enttäuscht verläßt er die Stätte kunstfrohen Sammelstreiches. Und dann betrachtet er auch die herrliche Umgebung mit ganz anderen Augen. Die Einwirkung der Kunstschöpfungen im geschlossenen Raume haben auf das Gemüt in einer besonderen Weise eindrucksvoll gewirkt. Das Harmonische: Gleichheit oder Symmetrie der Formen in Uebereinstimmung mit dem Stilisierten und Totalisierten, hervorgerufen durch Menschenhand, hat sich tief eingepreßt. „Vom Meißel befeelt hat der fühlende Stein zu uns geredet“, und die Gestalten und Szenen, die der Pinsel unsterblicher Meister auf die Leinwand gezaubert hat, haben unseren Geist derart gefangen genommen, daß wir, der Gegenwart entrückt, jenen Augenblick, den die Darstellung fesselt, mit durchlebten.

Und nun hinaus in die freie Natur! Da scheint auf den ersten Blick die Natürlichkeit und Regellosigkeit zu sein. Aber betrachten wir genauer, dann sehen wir den stimmungsvollen Einklang der Einzelheiten des Naturgemäldes oder der Naturschöpfung. Die glitzernden Wellen des Rheinstromes und darin die gedehnten grünen Auen, der Wechsel in Ackerland, Wiesen und Weingärten und in der Ferne die hohen, blaugrünen Waldberge. In diese natürliche Szenerie von Menschenhand hineingepflanzt der längs des Rheines sich hinziehende, dessen Laufe sich bequemende Ort, die Gebäude der Rheinischen Konservenfabrik, das weiße Kirchlein, der einzige Zeuge des anwesenden Kunstsinnes. Darüber der lachende blaue Himmel und die hellleuchtende Mittagssonne: macht all das zusammen nicht einen harmonischen Eindruck? Wie vorher dieser Eindruck künstlerisch harmonisch war, so ist er jetzt natürlich harmonisch.

Die Waldberge in der Ferne sind der Erbacher Kopf und die dahinterliegende Kalte Herberge, letztere die höchste Erhebung der Rheingau-Höhe, deren Bezeichnung sich von selbst erklärt. Kalt ist's droben, aber schön und sonnig drunten an des Berges Fuß.

„Schwing' hoch, o stolzer Taunus,
Schwing' hoch den blauen Hut
Und grüße mir das Eden,
Das Dir am Herzen ruht“

heißt es. Der schützende Kamm der Waldhöhe läßt ja erst die schöne Gegend an deren Fuße gedeihen.

(Schluß folgt.)



Das alte Lied.

Von Edmund Reil, Wiesbaden.

Ich weiß ein altes . . . altes Lied —
Das hört' ich oft als junger Bub',
Wenn ich vom Spiel und Springen müd'
Das Haupt in Mütter's Schoß vergrub. —

Sie sang es leis, als säng' im Baum
Ein lieblich, kleines Vögelein . . .
Die Worte, die verstand ich kaum,
Mich wiesete nur die Weise ein.

Die Weise war so still und zart.
Wie schnell mein Herz auch lief.
Sie machte, daß es ruhig ward,
Bis daß ich traumerfüllt entschlief . . .

. . . Nun such' ich immer . . . immerzu
Des alten Liedes Melodie —
Das wieder säng' mein Herz zur Ruh
Und find' es nie . . . und find' es nie! —



Als ich einst im „Roten Hahn“ war.

Von Fritz Müller.

Bahnhof, Herrgottsfrühe. Der Lindauer Schnellzug steht schon unter Dampf. Mit meiner ehrlich erworbenen Fahrkarte will ich durch die Sperre.

„Sie erlaub'n S', Herr“, sagt jemand neben mir und tuvt an die Hauswächtersmilde „Roter Hahn“.

Alba, denke ich mir, er hält mich für einen Angekommenen und will mir den „Roten Hahn“ empfehlen.

„Sie, erlaub'n S' Herr!“ wiederholte er dringlicher, „Nichts erlaube ich“, sage ich, „ich habe hohe Zeit.“

„Da, Herr — entschuldigen S': 's Stiefelputzen!“

„Entschuldigen? Das Stiefelputzen entschuldigen?“ sage ich launig werdend, „wie macht man das?“

„'s Stiefelputzen ham S' halt vergessen, Herr.“

„Bedauere, ich habe keine Stiefel, kann also auch das Stiefelputzen nicht vergessen.“

„Ja, aber zahl'n dafür, Herr!“

„Ich habe nichts für Stiefelputzen zu bezahlen.“

„Erlaub'n S', da werden S' Ihnen irr'n — 's müdeste is a Zwanz'gerl Herr — entschuldigen S'.“

„Sie scheinen mich für jemand anderen zu halten. Ich habe bei mir zu Hause übernachtet, nicht im Roten Hahn.“

Er schwankte einen Augenblick. Aber gleich siegte das Mißtrauen wieder:

„Entschuldigen S' Herr, aber das sag'n ' alle, wo 's Stiefelputzen schuldig bleib'n.“

„Zum Henker!“ sage ich, „Sie haben meine Stiefel nicht geputzt.“

Wieder schwankte er. Dann tat er den kritischen Blick des Fachmannes auf meine Stiefel.

„Sie können mir nix vormachen, Herr — ich kenn's doch noch.“

„Was kennen Sie?“

„Gahnerne Stiefel, Herr.“

Ich war empört. Ich gab ihm keine Antwort mehr. Er hobenen Hauptes ging ich durch die Sperre.

So, da war ja noch ein schöner Fensterplatz in einem Abteil. Ich richtete mich häuslich ein. Ich begann die Stiefelgeschichte innerlich zu überwinden. Ich machte das Fenster auf, legte mich behaglich auf die Brüstung. —

„Sie, erlaub'n S' Herr!“

Wahrhaftig, der Unerbittliche vom „Roten Hahn“ stand auf dem Bahnsteig und drehte erinnernd keine Notensahnmilde. Ich sah durch den zudringlichen „Roten Hahn“, wie man durch Glas sieht. Aber der „Rote Hahn“ wich nicht.

„Entschuldigen S' Herr, 's Stiefelputzen!“

„Zum Donner, lassen Sie mich in Ruhe. Ich bin nicht der, für den Sie mich halten.“

„Erlaub'n S', Herr, aber des kennen wir schon.“

Aus den Fenstern nebenan saßen Leute. Sie begannen sich für meinen Stiefelfall zu interessieren. Eine Dame lächelte. Ein Handlungsreisender lachte voll Verständnis. Die Sache wurde böse.

„Sie, erlaub'n S', wenn S' mich nicht bezahl'n für's Stiefelputzen, nacha weiß ich schon, was ich tu.“

„Dann Sie meinetwegen, was Sie wollen, Sie — roter Hahn.“

Entschuldigen S', aber ich sag Ihnen, nur soviel. Sie werd'n 's berei'n, wenn S' net des Zwanz'gerl fürs Stiefelputzen —

„Na zahlen Sie 's eben in Gottesnamen“, sagte der Geschäftsreisende vom Nebenfenster her, gütlich zurendend, „man kommt nun mal um die Trinkgeldgeschichte nicht herum.“

„Aber erlauben Sie, wenn ich doch gar nicht derjenige bin, der —“

„Nein, wie ich das finde“, sagte am anderen Fenster ein junges Mädchen zu der lachenden Dame.

„Erlaub'n S', Herr“ wiederholte der „Rote Hahn“ draußen eintönig und unermüdetlich.

„Das kann man ja nicht länger mit ansehen,“ sagte der Reisende und zog seine Geldbörse, „wenn Sie den Mann für seine Arbeit nicht bezahlen, so werd' ich —“

Die Aussicht mit diesen Leuten bis nach Lindau unter dem Verdacht der Trinkgelddrückerei reisen zu müssen, übermannte mich.

„Verflucht nochmal!“ rief ich, zwanzig Pfennige aus der Westentasche fischernd, „es ist ja Unsinn — aber da haben Sie in Gottesnamen Ihre zwanzig Pfennige.“

Es war die höchste Zeit, der Zug hatte schon angesogen. Da flog plötzlich noch ein Handtäschchen durch das Fenster auf meinen Sitz. Die gleichmütige Stimme des „Roten Hahn“ scholl hinterher:

„So Herr, nacha will ich Ihnen also auch ihre Handtasch'n wiedergeb'n, die wo S' im „Roten Hahn“ hea'n lass'n ham.“

Der ganze Wagen lachte. Schadenfroh gingen die Mäde zwischen mir und der Handtasche hin und her. Einer Handtasche, die ich nie gesehen hatte. Ich war aufgeregt. Ich wendete mich erklärend an die Fahrtenossen:

„Ich versichere Ihnen, meine Herrschaften, diese Handtasche ist mir völlig fremd.“

Das Abteil lächelte. Ich steigerte meine Betuenerung: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich habe mit dieser Handtasche nie etwas zu tun gehabt.“

Das Abteil lächelte unentwegt. Aus der andern Ecke schaute gemüthlich ein Dicker:

„Soso?“ sagte er ungläublich, „Sie kennen also die Handtasch'n gar net. Warum ham S' denn nacha das Zwangs-oerl zahlt, ha?“

Triumphierend blickte er im Kreis herum. Etwas so: „Seht ihr, so fängt man die Hotelgauner, die wo sich vom Trinkgeld drücken möchten.“

„Zum Donner auch!“ schrie ich, „sie gehört mir wirklich nicht — sie kann mir gestohlen werden und —“

Aha, da stand der Zugführer in der Thür. Das war mein Retter.

„Herr Zugführer“, sagte ich mit Würde, „da hat jemand aus Versehen eine fremde Handtasche durch das Fenster geworfen. Nehmen Sie sie an sich und übergeben Sie sie dem Fundbureau.“

So das war doch ein offener Beweis meiner Unschuld. Ich atmete auf. Der Zugführer zog mit der Tasche ab. Meine Ehre war gerettet. Ich konnte dem Abteil wieder frei ins Auge sehen.

Die Reise bis Lindau verlief einsilbig. Dort mußten wir auf verschiedene Anschlüsse warten.

Es wurde mir langweilig. Ich ging vor den andern aus dem Wartesaal.

Im Hinausgehen hörte ich den Dicken an dem Geschäftsreisenden über den Tisch flüstern:

„Wissen S' wo der jetzt hingehet? Aufs Fundbureau geht er und holt sich seine Handtasche wieder, der Trinkgeldschänder.“



Der Zeppelin.

Aus der Schule geplaudert von Sophie v. Adlung.
(Schluß.)

Wieder nach ein paar Jahren sahen wir, meine Schwester — eine ebensolche große Freude von dieser Friedrichshafen. Der nagelneue Gasthof mit seiner ganzen Umgebung paßte vorzüglich zu der Eigenart des Mannes, der von jetzt ab seine ständige Wohnung dort hatte. Die reizende, stille Lage dicht am See mit der herrlichen Aussicht auf Wasser, Himmel und Schweizer Berge, die vornehme und doch nicht allzu luxuriöse Ausstattung des Hauses und die freundliche, entgegenkommende Bedienung auch bescheidenen Reisenden, wie wir es waren, gegenüber, das alles machte den Aufenthalt dort zu einem außerordentlich behaglichen. Obgleich wir uns dem Grafen, der anwesend war, in keiner Weise aufdrängen wollten, ließen wir ihn doch um die Freude ersuchen, ihn begrüßen zu dürfen, und er schenkte uns auf die freundlichste Weise ein halbes Stündchen in dem Bibliothekszimmer zu ebener Erde.

In Friedrichshafen erzählte man sich natürlich allerhand Geschichten vom Grafen, darunter eine besonders hübsche.

Als der Graf noch im „Deutschen Haus“ wohnte, kam ein Schweizer Ehepaar mit seinem einzigen Kinde, einem Töchterchen von ungefähr 10 Jahren, aus der Schweiz angereist. Das Kind, das krankhaften Gedanken nachhing, verzehrte sich in dem sehnüchlichen Wunsche, den berühmten Mann zu sehen, und die Eltern, die ihrem leidenden Liebling keinen Wunsch versagen konnten, hatten es nach Friedrichshafen gebracht. Der Wirt vom „Deutschen Hause“ erklärte sich bereit, ihnen den Grafen zu zeigen und wies ihnen einen Platz an, wo er dicht vorbeigehen mußte. Wer aber beschreibt das staunende Entzücken der Kleinen, als der Graf, der von dem Sachverhalt unterrichtet worden war, plötzlich herantrat, sich setzte und das kleine Mädchen aufs Knie hob. Er sprach freundliche Worte zu ihm, beschenkte es mit Süßigkeiten, sagte aber dann mit gültigem Ernst: „So, liebes Kind, nun hast du den Grafen Zeppelin gesehen, aber sei jetzt auch hübsch brav und gib dir alle Mühe, gesund zu werden, damit sich deine guten Eltern nicht länger um dich zu sorgen brauchen.“

Dies Geschichtchen gibt so recht die ernst-männliche Persönlichkeit des Grafen wieder, der bei aller Güte nichts Uebertriebenes, Ungesundes duldet.

Um diese Zeit war in Stuttgart sein neues Heim entstanden, eine Villa auf mäßiger Höhe, von großem, grünem Garten umgeben, den Augen der Neugierigen durch Bäume verdeckt, behaglich und sonnbeschienen. Das war und ist so recht das Reich der Gräfin, die, trotz ihrer zarten Gesundheit außerordentlich gastfrei, dort einen Kreis anregender Menschen zu versammeln liebt. Von der höchst unbequemen Popularität ihres Mannes berichtete sie sehr drollige Fälle, tadelte aber auch mit Recht die zudringliche Neugier des großen Publikums, das dem Vielbeschäftigten seine so notwendige Ruhe nicht gönne. „Oft muß mein Mann, wenn er in der Stadt Besorgung gemacht hat, zur Hintertüre des Ladens entweichen, um dem Andrang der Menschen zu entgehen,“ sagte sie, „und der Wagen muß ihn in irgend einem Hintergäßchen erwarten.“ Eine solche Popularität kann geradezu lästig werden. Ein andermal läutete es an der Villa und ein Gymnasiast bat dringend, vorgelesen zu werden. Der Graf, der zufällig in der Nähe war, sprach den halbwüchsigen Knaben freundlich an, und dieser erzählte ganz entzückt, draußen am Tore warte noch ein ganzer Trupp Kameraden von seiner Klasse, mit denen er gewettet habe, den berühmten Herrn selber zu sprechen: ob er diese nun hereinrufen dürfe?

Solche und ähnliche Geschichtchen spielen sich häufig ab und man möchte sie doch nicht im Leben des Grafen missen. Und was läuft nicht alles von gehäkelten, gestrickten, geschneitten, gewebten, gebakenen, genähten, gemalten und geschriebenen Gaben für ihn ein! Kleine Mädchen senden ihm ihre Puppen, er bekommt sein Luftschiff wieder in gehäkelter und gestrickter Gestalt, er wird überschwemmt mit Glaswaren, Konditorwaren, Porzellan- und Konfektionswaren. Einmal bekam er von einem Trikotagengeschäft einen ganzen Unteranzug aus Wolle, als er gerade im Begriff war, an einem kühlen Tag eine lange Luftfahrt anzutreten. Schnell entschlossen zog er das neue Geschenk an und hat wohl diesem Umstande zu verdanken gehabt, wie uns seine Nichte, die beste Freundin meiner Schwester, erzählte, daß er sich unterwegs nicht erkältete. Eben diese Nichte berichtete uns auch einen netten Beweis von des großen Mannes echt sonnigem, kindlichem Sinn für Humor. Er war, gerade nachdem er viel schwere Mißgeschick erlebt hatte, an einem Furunkel erkrankt und hatte sich ins Hospital unter ärztliche Aufsicht begeben. Am Morgen seines Geburtstages, der bald darauf stattfand, erschien in der Frühe einer seiner Neffen: „Hier, lieber Onkel, bringe ich dir das passendste Geschenk, das ich für dich habe aufreiben können“, und damit stellte er ein Stehaufmännchen, das unerkennbar die Züge des Grafen und dessen weiße Mütze trug, auf das Tischchen neben dem Bett. Eine Dier-

teilstunde später erschien ein zweiter Gratulant mit einem ebensolchen Stehaufmännchen, später wieder einer und noch einer, bis das ganze Tischchen voll Zeppelin-Stehaufmännchen war. Ueber diesen verabredeten Spaß soll der Graf sehr herzlich gelacht haben.

Im Kreise der Seinigen pflegt der Graf auf das heiterste zu scherzen. So soll er, wenn die Rede auf seine Erfindung und die damit zusammenhängende Berühmtheit kommt, schon mehrmals launig geäußert haben: „Ich will es gewiß nicht wieder tun!“

Der Graf hatte zwei Geschwister, die nunmehr beide gestorben sind. An das Scheiden beider knüpfen sich schön, man kann wohl sagen, ergreifende Luftschiff-Episoden.

Graf Eberhard Zeppelin, sein Bruder, war die letzten Monate seines Lebens schwer leidend und in ein Krankenhaus in Konstanz verbracht worden. Dort sah er seinem nahen Ende täglich entgegen. Trotzdem verfolgte er mit lebhaftester Teilnahme die Berichte über die Probefahrten des ersten Luftschiffes, die damals ganz Europa in Staunen versetzten und äußerte immer wieder den Wunsch, das Luftschiff noch selber zu sehen. Da kam eines Morgens die Nachricht, es sei ein Luftschiff in Sicht; der Kranke wurde, warm eingehüllt, auf den Balkon hinausgetragen, und da kam auch schon die große weiße Erscheinung durch die Lüfte gezogen, immer näher und geradeswegs auf das Krankenhaus zu, schwebte tief herab, kreiste mehrmals über dem Spital und verneigte sich mit seinem Bug gegen dasselbe. Eine weiße Mütze wurde droben geschwenkt — drunten winkte eine müde schwache Hand — dann verschwand das Luftschiff wieder langsam, wie es gekommen war, eine weiße Erscheinung am blauen Himmel.

Ein paar Tage darauf verschied Graf Eberhard Zeppelin, die große Freude im Herzen: er hatte seinen Bruder fliegen gesehen.

Und noch einmal, einige Jahre später, sollte eines der Geschwister des Grafen — diesmal das letzte, seine Schwester — eine ebensolche große Freude von dieser Erde als Letztes mit sich fortnehmen. Die Präsidentin von Gemmingen, deren Gesundheit schon sehr geschwächt war, kam wenige Monate vor ihrem Tode auf der Durchreise nach Friedrichshafen, um dort einige Tage in Gesellschaft des Bruders zu verbringen. Ganz begeistert von einer Fahrt, die er soeben mit einem seiner Luftschiffe gemacht hatte, schilderte er ihr die gehaltenen Eindrücke. „Das wäre, um ein Krankes gesund zu machen!“ schloß er. „Ich würde es gleich gerne versuchen“, war die Antwort der Präsidentin. „Du — wirklich? Ist das dein Ernst?“ und fort war der Graf, um sich noch eines Platzes für die Fahrt mit dem nächsten Passagierluftschiff zu vergewissern. Die Präsidentin aber genoss ihre Luftschiffahrt aus vollem Herzen, und es kam ihr dabei auch nicht der leiseste Gedanke an die Möglichkeit einer Gefahr; sah doch ihr Bruder selber mit an Bord des Schiffes.

Ich bin fertig mit meinen Aufzeichnungen über „den Zeppelin“. Der berühmte Mann hat seit Kriegsausbruch mehr denn je zu tun, aber es ist, als versperre die Arbeit seinem kommenden Alter Tür und Tor: er bleibt jung, trotzdem er die Siebziger längst überschritten hat, kennt keine Müdigkeit, scheut keine Strapazen, reist, wenn es sein muß, ganze Nächte durch, ohne daß es ihm schadet, und ist von einer Frische, gegen die manch blasierter Jüngling ein Greis genannt werden kann.



Heitere Ecke.

Die zärtliche Gattin: „O Harald, die Standuhr in der Halle ist eben umgefallen und um ein Haar auf Mutter. Wenn sie sie getroffen hätte, wäre Mutter tot gewesen.“ — Harald (laut): „Was du nicht sagst!“ (Weisheit): „Ich habe es ja immer gesagt, daß die Uhr nachgeht!“

Missionar: „Wenn du mich dann töten willst, so laß mich vorher ein Lied singen.“ — Kannibale: „Nein, mein Herr. Hier gibt's keine Musik während der Mahlzeiten.“

Junger Arzt: „Welche Art Patienten sind nach Ihrer Ansicht am schwersten zu heilen?“ — Alter Arzt: „Diejenigen, denen nichts fehlt.“

Mutter (kurzsichtig): „Welch' ein Skandal! Sieh mal da drüben den betrunkenen Menschen! Wo die Polizei nur wieder steckt?“ — Tochter (weinend): „O, Mama, das ist Bruder Karl.“ — Mutter (in Ohnmacht fallend): „Dann muß dem armen Kinde wieder jemand etwas ins Getränk getan haben!“

Brahms speiste eines Tages mit einem seiner fanatischsten Bewunderer, der die Vorliebe des Meisters für einen guten Tropfen kennend, gegen das Ende des Mahles eine besonders gute Flasche herbeibringen ließ. „Dies“, bemerkte er, „ist der Brahms unter meinen Weinen.“ — Der Gast kostete ihn und sprach: „Ausgezeichnet! Wunderbar! Jetzt bringen Sie mal Ihren Beethoven herbei!“

Als auf einer Regerehochzeit der Geistliche die Stelle vorlas, daß die Frau den Mann zu lieben, zu ehren und ihm zu gehorchen habe, unterbrach ihn der Bräutigam mit den Worten: „Lesen Sie das noch mal, Herr! Lesen Sie es noch mal, damit die Dame die ganze Bedeutung der Feier erfassen kann. Ich bin schon mal verheiratet gewesen.“

Er: „Hallo, Erna, willst du gerade hinein? Das ist aber ein famoseres Badestück.“ — Sie: „Das ist kein Badestück — ich bin im Begriff, Besuche zu machen.“

Der alte Mann, der das Amt eines Postmeisters in einer kleinen Stadt in den amerikanischen Südstaaten versieht, hat daneben einen Kramladen. Man machte ihm häufig den Vorwurf, die durch seine Hände gehenden Postkarten zu lesen, was er aber aufs Schärfste bestreitet. Eine Dame sprach in seinem Laden vor und bestellte unter anderen einen Schinken und einen Käse. Zwei Tage darauf kam die Dame von neuem und erkundigte sich, warum diese beiden Teile nicht mit den anderen Sachen geschickt seien. „O“, sagte der Krämer rubia, „ich sah aus der Postkarte, die Sie gestern kriegten, daß Ihre Freunde nicht kommen würden, und da dachte ich natürlich, daß Sie die Sachen nicht brauchen würden.“

Zwei rumänische Hofleute waren in Streit geraten und kamen überein, die Entscheidung ihrem Könia Ferdinand als den höchsten militärischen Sachverständigen zu überlassen. „Welches Geschöß“, fragten sie, „halten Majestät für das tödlichste?“ — Der Könia verbarnte mehrere Minuten in tiefem Nachdenken. Dann blickte er auf mit der Miene eines Mannes, der die Frage endgültig gelöst hat. „Dasjenige, welches trifft“, sprach er.

Tourist (nachdem der Zug ungewöhnlich lange auf einer kleinen Station gehalten): „Warum fahren wir denn nicht weiter, Herr Inasführer? Ist etwas passiert?“ — Zugführer (der in aller Ruhe sein Frühstück verzehrt): „Nein, Herr, passiert ist nichts, aber ich kann jetzt nicht flöten, weil ich den Mund voll Brot habe.“

Erster Junge: „Und du bist ganz umsonst in den Zirkus gekommen?“ — Zweiter Junge: „Da kannst du dich drauf verlassen! Ich habe dem Direktor sein Gepäck vom Zuge hergetragen, habe seine Stiefel gepußt und Zeug gebürstet, habe ein halbes Duzend Wege für ihn besorgt und sechs Stunden Bettel angetragen, und er hat mir 'ne Eintrittskarte umsonst gegeben.“

„Ich sah Sie ja nicht bei der Uraufführung von Scribbler's neuem Stück.“ — „Darauf können Sie sich verlassen. Scribbler hat mir das Stück vorgelesen, ehe es aufgeführt wurde.“

„Ich möchte wohl wissen, wovon mein Kopf so schmerzt.“ — „Vielleicht will die Natur dadurch ihre wohlbekannte Abneigung gegen ein Vakuum zum Ausdruck bringen.“

„Man hat Sie also zum Subdirektor ernannt? Was sind denn Ihre Pflichten in der neuen Stellung?“ — „Soweit ich sehen kann, habe ich die Arbeiten des Direktors zu erledigen, damit er Golf spielen kann.“

Ein Vater hatte in der überfüllten Straßenbahn seinen kleinen Sohn auf's Knie genommen, als an der nächsten Haltestelle noch eine Dame einstieg, worauf der Vater strengen Tones zu seinem Söhnchen sagte: „Aber Franz, ich muß mich für dich schämen! Warum stehst du nicht auf und bietest der Dame deinen Platz an?“

Ein Redner, der an einem stürmischen Abend einen Vortrag hielt, fand den Saal so wenig gefüllt, daß er beschloß, den Vortrag nach Möglichkeit abzukürzen. Als seiner Meinung nach der richtige Augenblick gekommen war, bemerkte er: „Ich fürchte, ich habe Sie schon zu lange aufgehalten.“ — Worauf eine Stimme antwortete: „Fahren Sie nur fort, es regnet immer noch!“